

1. Einleitung – Geschlechterordnungen im Sport

In den vergangenen Jahren haben Nachrichten über Rekordbeteiligungen von Frauen an Olympischen Spielen und über hohe Einschaltquoten bei Frauenfußballweltmeisterschaften, über synchronschwimmende Männer und sich als schwul outende Basketball- und Fußballprofis den Eindruck genährt, dass die Geschlechterordnung des Sports in Bewegung geraten ist. Nicht nur das numerische Geschlechterverhältnis scheint sich verschoben zu haben, auch Vorstellungen über Mannsein und Frausein verändern und erweitern sich. Traut man den Zahlen, Bildern und Berichten, dann ist der Sport nicht länger jenes unangefochten heterosexuelle Männerreservat, als das er lange Zeit galt und als das er in sportsoziologischen und geschlechtertheoretischen Analysen beschrieben wurde (Birrell/Cole 1994, Dunning 2003, Kröner 1992, Messmer/Sabo 1990). Der Sport ist im historischen Vergleich inklusiver geworden – auch im Bereich des Spitzensports. Mehr Frauen denn je sind an sportlichen Großereignissen beteiligt¹, ihr Anteil an Führungspositionen wächst², und es gibt Organe, die sie vertreten und weiterhin für mehr Geschlechtergerechtigkeit kämpfen³. Zudem bekennen sich international bedeutsame Sport

1 | Siehe das IOC Factsheet Women in the Olympic Movement (International Olympic Committee 2016a).

2 | Siehe die Forschungsberichte des IOC (Henry/Robinson 2010) und des Deutschen Olympischen Sportbunds (DOSB) (Doll-Tepper/Pfister 2004).

3 | Auf internationaler Ebene ist es unter anderem die *Women in Sport Commission* des Internationalen Olympischen Komitees (IOC), die sich für die Gleichberechtigung von Männern und Frauen im Sport einsetzt, in Deutschland wiederum tut dies die Frauenvollversammlung des Deutschen Olympischen Sportbunds

organisationen wie das Internationale Olympische Komitee (IOC) zur Förderung des Frauensports und zu Prinzipien der Antidiskriminierung. In der *Olympischen Charta* und dem *Ethikkodex des IOC* heißt es inzwischen, niemand dürfe aufgrund von Geschlecht oder sexueller Orientierung von Wettkämpfen ausgeschlossen werden.⁴ Nicht nur Frauenrechtler_innen⁵, auch Aktivist_innen der LGBT-Community⁶ und Organisationen wie die Gay and Lesbian International Sports Association (GLISA) und die European Gay and Lesbian Sports Foundation (EGLSF) können also Erfolge verzeichnen. Das zeigte sich zuletzt im November 2015, als das IOC eine überarbeitete Fassung der *Transgender Guidelines*⁷ veröffentlichte und da-

(DOSB). Darüber hinaus finden sich national und international weitere Organisationen, die sich für die Belange von Mädchen und Frauen im Sport einsetzen, so zum Beispiel die International Association of Physical Education and Sport for Girls and Women (IAPESGW) (www.iapesgw.org) und die von der ehemaligen Tennisspielerin Billie Jean King gegründete US-amerikanische Women in Sports Foundation (www.womenssportsfoundation.org).

4 | Siehe IOC Olympic Charter 2017 und IOC Code of Ethics 2016 (International Olympic Committee 2016b und 2016c).

5 | Die vorliegende Arbeit bemüht sich um eine durchgehend geschlechtergerechte und antidiskriminierende Sprache. Sie greift dabei zum einen auf die hier verwendete Schreibweise mit dem Unterstrich zurück. Sie hat das Anliegen, Personen auch jenseits der zweigeschlechtlichen Norm sichtbar zu machen (Herrmann 2005: 64). Im Kontext der folgenden Analysen sind dies vor allem jene, die aufgrund ihrer Geschlechtlichkeit vom strikt zweigeschlechtlich organisierten Sport ausgeschlossen werden. Zum anderen verwende ich jedoch auch geschlechtsver-eindeutigende Schreibweisen, die Akteur_innen explizit als Männer und Frauen benennen. Diese klare geschlechtliche Markierung ermöglicht mir im Rahmen meiner Analyse, die geschlechtersegregierende Struktur des Sports und damit verwobene soziale Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen zur Sprache zu bringen. Schreibe ich im Folgenden von Sportlerinnen und Athletinnen, so sind damit Personen gemeint, die im Sport in der Leistungsklasse der Frauen an den Start gehen (dürfen). Die Schreibweisen Sportler und Athleten gebrauche ich entsprechend für Personen, die in der Leistungsklasse der Männer an den Start gehen.

6 | Die Abkürzung LGBT steht für Lesbian, Gay, Bisexual und Transgender.

7 | Die Transgender Guidelines sind in dem folgenden Dokument enthalten: IOC Consensus Meeting on Sex Reassignment and Hyperandrogenism (International Olympic Committee 2015).

rin den Zugang von Transpersonen zum Wettkampfsport vereinfachte. Eine weitere Hürde im Kampf für mehr geschlechtliche Vielfalt und Geschlechtergerechtigkeit im Sport scheint überwunden zu sein.

Zugleich bleibt die Freude derjenigen, die sich seit vielen Jahren gegen Diskriminierungen und für geschlechtliche Gleichstellung im Sport einsetzen, gedämpft. Denn trotz aller Veränderungen liegt der Frauenanteil in vielen nationalen Verbänden deutlich unter 50 Prozent⁸, und auch in der Sportberichterstattung sind Frauen noch immer deutlich unterrepräsentiert (Horky/Nieland 2013). Gerade einmal 9 Prozent der gesamten Presseberichte widmeten sich 2011 den Erfolgen von Sportlerinnen, und auch fünf Jahre später zeigt der Blick in den Sportteil der Tageszeitungen, dass sich dieser Prozentsatz nicht wesentlich verändert hat (vgl. Davis/Tuggle 2012, Weber/Carini 2013). Zudem weist der Frauensport nach wie vor einen wesentlich geringeren Professionalisierungsgrad auf als der Männersport, und Athletinnen müssen sich im Vergleich zu Athleten häufig mit deutlich geringeren Gehältern, nicht selten auch mit einer schlechteren Trainingsinfrastruktur und Betreuungssituation zufriedengeben (vgl. Leeds/Leeds 2013, Klein/Deitersen-Wieber/Lelek 2013). So haben deutsche Fußballbundesligaspielerinnen während ihrer aktiven Sportkarriere mittlerweile zwar ein finanzielles Auskommen, das es ihnen ermöglicht, sich gänzlich auf den Sport zu konzentrieren, im Vergleich zu den hohen Summen des Männerfußballs verdienen sie jedoch nur einen Bruchteil und können sich für die Zeit nach dem Leistungssport nur begrenzt finanziell absichern (Meyer 2011).

Dass Frauen und Männer im Sport noch immer unterschiedlich wahrgenommen, bewertet und anerkannt werden, manifestiert sich ferner darin, dass Sportlerinnen bis heute Gefahr laufen, als unweiblich oder gar vermännlicht zu gelten – und zwar vor allem dann, wenn sie sich in Sportarten vorwagen, die als klassische Männerdomänen gelten. Muskulöse, breitschultrige Frauen sind nach wie vor keine Selbstverständlichkeit. Ihre Körper und Verhaltensweisen sind nicht ohne Weiteres mit herkömmlichen Weiblichkeitsvorstellungen kompatibel (vgl. Kleindienst-Cachay/Heckemeyer 2008, Mennesson 2004, Bunsell 2013). Ebenso wenig selbstverständlich sind das Thema Homosexualität im Sport und die Präsenz gleichgeschlechtlich liebender Athlet_innen. Zwar tauchen

8 | Siehe für den bundesdeutschen Raum die Bestandserhebung des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB) 2016.

in den vergangenen Jahren immer wieder Medienberichte auf, in denen homophobe Strukturen des Spitzensports angesprochen und kritisiert werden, vor allem aber der Männersport scheint sich in dieser Hinsicht nur sehr langsam zu verändern. Die Sportler, die sich in den vergangenen Jahren als schwul outeten, sind nach wie vor mutige Ausnahmen. Sie sprachen über ihre gleichgeschlechtlichen Beziehungen erst nach der Sportkarriere oder stiegen nur wenige Monate nach ihrem ›Coming-out‹ aus dem Profisport aus. Sichtbar ist homosexuelle Männlichkeit im Sport also noch immer nicht, sie bleibt tabuisiert und kommt nur im Kontext der Out- und Gaygames explizit vor (vgl. Anderson 2015, Degele 2013). Ähnliches gilt für lesbische Athletinnen, wenngleich Homosexualität im Frauensport anders verhandelt wird als im Männersport. So ist zwar allgemein bekannt, dass im deutschen Frauenfußballnationalteam lesbisch lebende Spielerinnen aktiv sind, bis auf wenige Ausnahmen wird dieser Fakt jedoch nicht öffentlich thematisiert. Freundinnen und Lebenspartnerinnen der Spielerinnen tauchen in Fernsehberichten anlässlich großer Turniere in der Regel nicht auf – Hochzeitsvorbereitungen heterosexuell lebender Fußballerinnen hingegen schon (Meuren 2014). Ebenso wie Schwule bleiben also auch Lesben im Sport weitgehend unsichtbar – dies vor allem dann, wenn es um die Außendarstellung und mediale Repräsentation von Teams, Vereinen und Sportarten geht (vgl. Groll/Diehr 2012, Kian 2014).

Um Anerkennung und Aufmerksamkeit kämpfen schließlich auch Athlet_innen, deren Körper und Geschlechtlichkeit nicht ohne Weiteres mit dem strikt binären Wettkampfsystem des Leistungssports vereinbar sind. Wie kein anderer gesellschaftlicher Kontext fordert der Sport von allen Wettkämpfenden ein an medizinisch-biologischen Kriterien orientiertes, eindeutiges Mannsein oder Frausein ein. Menschen, die nicht in dieses Raster passen, sehen sich vom Leistungssport ausgeschlossen oder dazu gezwungen, Hormontherapien zu durchlaufen, um als legitime Teilnehmende bei nationalen und internationalen Männer- oder Frauenwettbewerben an den Start gehen zu dürfen. Daran haben auch die eingangs angesprochenen *Transgender Guidelines* nichts geändert. Dem in ihren Statuten formulierten Anspruch, Wettkämpfende nicht entlang von Geschlecht zu diskriminieren, werden Sportorganisationen wie die International Association of Athletics Federations (IAAF) also nicht gerecht. Ganz im Gegenteil: Sie tun sich im Umgang mit geschlechtlicher Vielfalt schwer.

Lässt sich also einerseits beobachten, dass der Sport im Vergleich zu früheren Zeiten inklusiver geworden ist, so zeigt sich andererseits, dass er nach wie vor von einer binären, hierarchischen Geschlechterordnung geprägt ist. Trotz der gewachsenen Präsenz von Frauen und der seit vielen Jahren andauernden Kämpfe von LGBT-Personen um Teilhabe und Anerkennung ist er in vielerlei Hinsicht eine Sphäre männlicher, genauer noch heterosexuell-männlicher Dominanz geblieben. Wie aber lässt sich diese Gleichzeitigkeit von Wandel und Persistenz geschlechtlicher Verhältnisse im Sport erklären? Wie kommt es, dass jahrzehntelange Bemühungen um mehr Geschlechtergerechtigkeit und Geschlechtervielfalt den Sport zwar verändern, ihn als Ort männlicher Dominanz jedoch nicht grundsätzlich infrage stellen? Die vorliegende Arbeit geht diesen Fragen und Zusammenhängen anhand eines empirischen Phänomens nach, das die angesprochene Gleichzeitigkeit von Wandel und Beharrlichkeit ungleicher Geschlechterverhältnisse in besonderer Weise zu fassen erlaubt, nämlich die Präsenz von Frauen in sogenannten Männersportarten. Im Zentrum der Analysen steht dabei ein Korpus von insgesamt 21 qualitativen Interviews mit hochleistungssportlich aktiven Athletinnen aus Fußball, Eishockey, Ringen und Gewichtheben. Alle vier Sportarten lassen sich im bundesdeutschen Kontext als ›Männerdomänen‹ beschreiben, in die Frauen in den vergangenen Jahrzehnten zwar Einzug gehalten haben, die jedoch nach wie vor überwiegend von Männern betrieben werden und deren Techniken und Anforderungsprofile noch immer als ›typisch männlich‹ gelten. Es handelt sich also um Sportarten, die formal betrachtet für Frauen mittlerweile problemlos zugänglich sind, in denen Frauen aber bis heute ein Sonderstatus zukommt und in denen sie um Anerkennung und Wertschätzung kämpfen. Die mir vorliegenden Interviews ziehe ich nun zusammen mit Regelwerken, formalen Bestimmungen und anderen schriftlichen Dokumenten nationaler und internationaler Sportverbände heran, um Prozessen und Mechanismen der Herstellung und Aufrechterhaltung geschlechtlicher Ordnung im Sport auf die Spur zu kommen.

Mit diesem Anliegen und Vorgehen schließe ich an geschlechtertheoretische Forschungen an, die sich – zumeist im disziplinären Kontext der Sportwissenschaften – seit den 1980er Jahren mit Geschlechterverhältnissen im Sport und im Zuge dessen vor allem mit den Entwicklungen des Frauensports beschäftigen (vgl. Buschmann/Kröner/Becker 1988, Pfister 1999, Hargreaves 2001, Gori et al. 2008, Pfister/Sisjord 2013).

Diese Forschungen haben in den vergangenen Jahren zum einen auf die wachsende Präsenz von Frauen in Männersportarten und auf damit verbundene Pluralisierungen und Verschiebungen der im Sport gängigen Weiblichkeitsvorstellungen verwiesen; zum anderen haben sie aber auch gezeigt, dass sich gerade die als Männerbastionen bekannten Sportarten in besonderem Maße als veränderungsresistent und konservativ erweisen. Im deutschsprachigen Raum sind es vor allem Forschungen zum Fußball, die dies verdeutlichen (Degele 2013, Sobiech/Ochsner 2012). So stellt heute zwar niemand mehr infrage, dass auch Frauen kicken und ihr eigenes, erfolgreiches Nationalteam haben, im Sport insgesamt aber bleiben der Frauenfußball und die dort aktiven Spielerinnen in einer marginalisierten Position. Noch immer greifen Schließungs- und Abwehrmechanismen, das heißt strukturelle Benachteiligungen und negative Sanktionen, die zeigen, dass Frauen im Fußball nicht der gleiche Status zukommt wie Männern.

Im Kontext des Frauensports zeigt sich also eindrücklich das, was ich zuvor als Gleichzeitigkeit von Persistenz und Wandel geschlechtlicher Verhältnisse im Sport beschrieben habe. Die US-amerikanische Sporthistorikerin Susan K. Cahn spricht in diesem Zusammenhang von einem »paradox of progress in women's sport« (Cahn 2015: 283). Frauen sei es zwar gelungen, Barrieren niederzureißen und sich ihr Recht auf Teilhabe an (fast) allen Bereichen des Sports zu sichern. Der Männersport aber sei von diesen Veränderungen weitgehend unangetastet geblieben. Für Jungen und Männer sei der Sport nach wie vor eine Welt, die mit ihrer Männlichkeit kongruent ist, während Mädchen und Frauen noch immer ihren Status als »normale Frau« riskierten, wenn sie sportliche Höchstleistungen erbringen, Kraft und Ehrgeiz zeigen (ebd.). Eine Revolution habe demnach nicht stattgefunden, stellt Cahn fest, und fügt hinzu: »The question is how to understand changes that have so radically transformed individual lives but failed to fundamentally alter the larger episteme and its established hierarchies.« (Ebd.: 31)

Diese Frage nehme ich im Folgenden zum Ausgangspunkt, um mein Forschungsanliegen in zweifacher Hinsicht zu präzisieren. Erstens problematisiert Cahn mit ihrer Frage die Trennung in mikro- und makrostrukturelle Perspektiven. Sie verweist darauf, dass die Frage nach der Reproduktion geschlechtlicher Ordnung im Sport unmittelbar mit der nach dem Verhältnis von Individuum und Struktur verbunden ist. Der von ihr gewählte Begriff des »episteme« verweist dabei auf ein Verständnis von

Struktur im Sinne von Wissensordnungen und Wissensbeständen, die nicht losgelöst von Individuen gedacht werden können, sondern vielmehr konstitutiv für diese sind. Momente des Wandels und der Persistenz im Sport zu verstehen, ist vor diesem Hintergrund nur möglich, wenn dem Zusammenhang zwischen individuellen Erfahrungen und Konstruktionen einerseits und überindividuellen Gegebenheiten andererseits Rechnung getragen wird. Diese Überlegungen greife ich im Rahmen meiner Analysen auf, indem ich eine an die Arbeiten Pierre Bourdieus angelehnte praxistheoretische Perspektive auf das mich interessierende Phänomen entwickle. Damit schließe ich an eine Reihe soziologischer Forschungen an, die die Herstellung sozialer Ordnungen im Sport in den Blick nehmen und dabei der Aufforderung Thomas Alkemeyers nachkommen, sich nicht nur für die Rahmenbedingungen sportlicher Praxis zu interessieren, sondern auch dafür, wie der Sport »tatsächlich gemacht« wird (Alkemeyer 2006: 265). Zugleich aber ziele ich mit einer praxistheoretischen Perspektive auch auf eine Erweiterung geschlechtertheoretischer Arbeiten, die auf Prozesse des ›doing gender‹ im Sport abheben und dabei den breiteren strukturellen Rahmen dieses ›Tuns‹ in den Hintergrund geraten lassen. Denn dies führt zu eben jenem Erkenntnisproblem, das Cahns in ihren Analysen ausmacht, nämlich zu der Frage, wie eigentlich individuell gelebtes und erlebtes Empowerment und das Fortbestehen hierarchischer Geschlechterverhältnisse im Sport ineinandergreifen. In diesem Sinne sehe ich in einer praxistheoretischen Perspektive einen »Neubeschreibungswert« respektive die Möglichkeit, Momente der (Re-)Produktion geschlechtlicher Ordnung im Sport ›anders‹ zu erklären (Alkemeyer 2015: 9).

Jenseits dieser ersten theoretischen Zuspitzung führt mich Cahns (2015) Frage zweitens zu einer Präzisierung meiner geschlechtertheoretischen Perspektive. Cahns Anliegen ist es, die der Geschlechterordnung des Sports zugrunde liegende Logik (»the larger episteme«) zu analysieren und deren Reproduktion zu verstehen. Gemeint ist damit die für den Sport bis heute konstitutive Verknüpfung von Sport und Männlichkeit, die die sportwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung in zahlreichen Arbeiten herausgestellt hat. Der moderne Sport, so das zentrale Argument, folge aufgrund seiner historischen Entwicklung einer männlichen Semantik: Die im Sport sichtbaren Körperpraktiken und Körperpräsentationen sowie die insbesondere im Leistungssport erfolgsbestimmenden physischen und psychischen Fähigkeiten wie Leis-

tungswillen, Körperkraft und Aggressivität, Konkurrenz und Kompromisslosigkeit sind eng verwoben mit Vorstellungen über Männlichkeit, Mannsein, Männerkörper (vgl. Lenskyj 1990, Bryson 1994, Wellard 2009). Die Welt des Sports bietet folglich Raum zur »Produktion und Reproduktion männlicher Identität« (Dunning 2003: 475). Sie ermöglicht es Männern, ihr Mannsein unter Beweis zu stellen. Die Verknüpfung von Sport und Männlichkeit führt im Umkehrschluss zu einem Ambivalenzverhältnis von Sport und Weiblichkeit respektive Sport und Frausein. Wo Männer also geschlechtliche Zugehörigkeit affirmieren, überschreiten Frauen Geschlechtergrenzen.

Dieser Zusammenhang dient zahlreichen Arbeiten als Ausgangspunkt ihrer Überlegungen und Analysen. Der Sport wird von den Autor_innen – zum Teil explizit, zum Teil implizit – als eine männliche Sphäre thematisiert, in die Frauen Einzug erhalten und in der sie sich mit Benachteiligungen und Sanktionen auseinandersetzen müssen. Zentral ist dabei die Frage, wie es Sportlerinnen gelingt, sich in einem historisch bedingt männlich konnotierten Kontext zu verorten und dort zu bestehen. Die im Sport vorherrschenden Geschlechterverhältnisse verändern sich in dieser Perspektive vor allem dadurch, dass Frauen sich ehemals ausschließlich männliche Praktiken sowie die damit verbundenen Räume aneignen und dass sich in der Folge Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit verschieben. Wenngleich ich diesen Analysen weitgehend zustimme, möchte ich im Rahmen dieser Arbeit einen Aspekt hervorheben, der dabei aus dem Blick gerät, nämlich die Frage, wie überhaupt die Verknüpfung von Sport und Männlichkeit (re-)produziert wird. Mit anderen Worten, mich interessiert weniger der Umgang sozialer Akteur_innen mit dem Sport als Männerdomäne, als vielmehr die Frage, wie der Sport als Männerdomäne sozial hergestellt und aufrechterhalten wird. Es geht also darum, die Verknüpfung von Sport und Männlichkeit als soziale Konstruktion in den Fokus zu rücken und sie nicht als Gegebenheit vorauszusetzen, sie folglich nicht zum Ausgangspunkt meiner Überlegungen zur Geschlechterordnung des Sports zu machen, sondern als zu analysierende Grundlage dieser Ordnung zu begreifen.

Die (Re-)Produktion der Verknüpfung von Sport und Männlichkeit zu analysieren, setzt dabei allerdings voraus, nicht nur nach Geschlechterdifferenzierungen im Sinne einer immer schon binären Unterscheidung zwischen Männern und Frauen, Männlichkeit und Weiblichkeit zu fragen, sondern weit grundsätzlicher nach Prozessen der Herstellung von

Zweigeschlechtlichkeit im Sport. Denn die als Grundproblem der im Sport vorherrschenden Geschlechterhierarchie identifizierte Verknüpfung von Sport und Männlichkeit lässt sich nur in Verbindung mit der Frage verstehen, wie der Sport überhaupt die Grundlage seiner hierarchischen Ordnung schafft, nämlich eine als natürlich geltende Geschlechterbinarität. Wie also produziert der Sport die beiden Geschlechter, Männer und Frauen, die er dann in ein hierarchisches Verhältnis zueinander setzt? Wie bereits angedeutet, zielt diese Frage darauf, Ein- und Ausschlüsse im Sport sichtbar zu machen, die in der sportwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung vor allem im deutschsprachigen Raum bisher kaum berücksichtigt werden, allen voran die von Trans- und Interpersonen respektive all jener Menschen, die den im Sport gültigen medizinisch begründeten biologischen Kriterien für Männer- und Frauenkörper nicht entsprechen.

Darüber hinaus geht es bei der Frage nach der (Re-)Produktion von Zweigeschlechtlichkeit auch um die Bedeutung sexueller Orientierung für die im Sport vorherrschende Geschlechterordnung. Denn Vorstellungen über natürliche Männer und Frauen sind, so argumentiere ich im Anschluss an bisher nur peripher in der sportwissenschaftlichen Forschung rezipierte heteronormativitätstheoretische Ansätze, immer auch verbunden mit Annahmen über deren Sexualität, genauer gesagt mit der Annahme einer natürlichen Heterosexualität. Homophobe Praktiken respektive die Diskriminierung gleichgeschlechtlich liebender Athlet_innen, wie sie in den vergangenen Jahren auch hier wiederum vor allem mit Blick auf den Fußball thematisiert worden sind (vgl. Degele 2014, Degele/Janz 2012, Walther-Ahrens 2011), lassen sich vor diesem Hintergrund als Mittel zur Aufrechterhaltung einer als natürlich erachteten Zweigeschlechtlichkeit verstehen.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen gliedert sich die vorliegende Arbeit in weitere vier Kapitel. Im nun folgenden zweiten Kapitel präzisiere ich die angesprochene praxeologische Perspektive auf Geschlechterordnungen im Sport und entwickle einen theoretisch-metho(dolog)ischen Blick auf das dabei im Zentrum stehende empirische Phänomen Frauen in Männersportarten. Die beiden daran anschließenden Kapitel stellen den Kern der empiriebasierten Analysen dar. Unter dem Titel »Der Leistungssport als heteronormativ strukturiertes Feld« arbeite ich heraus, wie im Feld des Sports Zweigeschlechtlichkeit hergestellt wird und wie die als legitim anerkannten Geschlechter – sprich Männer und Frauen – struk-

turell in ein hierarchisches Verhältnis zueinander gesetzt werden. In den Blick gerät dabei nicht nur, dass und wie Geschlecht jenseits des im Sport gültigen Leistungsprinzips als Inklusions- und Exklusionskriterium wirkt. Deutlich wird darüber hinaus auch, wie sich die Geschlechterhierarchie des Sports als eine natürliche Ordnung legitimiert. Ausgehend von den in Kapitel 3 angestellten Überlegungen nimmt das dann folgende vierte Kapitel soziale Positionierungen wettkampfsportlich aktiver Athletinnen im Feld des Sports in den Blick und fragt danach, wie sie im Zuge dessen die heteronormative Ordnung (re-)produzieren. Jenseits von Normalisierungen des eigenen Körpers als Sportkörper kommen dabei Strategien der – wie ich es nenne – Heteronormalisierung zur Sprache, die zur Marginalisierung all jener Athletinnenkörper führen, die mit Männlichkeit und Lesbisch-Sein assoziiert werden und damit die im Sport als notwendig erachtete eindeutige Geschlechtersegregation infrage stellen. Das abschließende fünfte Kapitel mit dem Titel »Abschied von der Leistungsklasse Geschlecht?« reflektiert ausgehend von den in den Kapiteln 3 und 4 dargelegten Analyseergebnissen kritisch den in bisherigen sportwissenschaftlichen Arbeiten verwendeten Genderbegriff und fragt nach dem Ort der Kritik sportwissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung im Hinblick auf geschlechter- und sportpolitische Positionen.